

ANNA DAWN

Starfall

Die Sterne, die uns riefen

. . .

Band 1 der Trilogie »Zwischen Asche und Unendlichkeit«

LESEPROBE

BEVOR DU BEGINNST

Manche Geschichten flüstern dir nur leise zu.

Diese hier schreit – nach Wahrheit, nach Freiheit, nach einem Gefühl, das nicht sein dürfte.

»Die Sterne, die uns riefen« ist kein zartes Märchen. Es ist die Reise zweier verlorener Seelen, die sich in einer Welt voller Ketten, Schatten und brennender Sehnsüchte begegnen. Eine Geschichte über Schuld und Erlösung, über das, was man verliert, wenn man sich selbst findet.

Nichts an dieser Geschichte ist leicht. Doch vielleicht findest du zwischen den Zeilen einen Funken, der dich nicht loslässt. Einen Ruf, der nicht verstummt.

Denn manchmal sind es die Sterne, die dich rufen – und manchmal ist es etwas viel Dunkleres.

. . .

INHALTSHINWEISE

Dieses Buch enthält Inhalte, die aufwühlen können: Gewalt, Missbrauch, Tod, Manipulation, emotionale Abgründe – aber auch tiefe Zärtlichkeit, stille Rebellion und eine Liebe, die alles verändern könnte. Empfohlen ab 18 Jahren.

Seit Jahr und Tag wird erzählt und gemunkelt,
von Flammen, in denen das Licht einst verdunkelt.

Legenden von Feuer, das alles verschlingt,
von Schatten, der Wahrheit und Klarheit bezwingt.

Ein Flüstern im Dunkel, ein Echo im Wind,
wo Licht sich verbirgt, wenn die Nacht beginnt.
Wenn Feuer und Schatten das Schicksal bewegen,
wird einer den Anderen von der Erde fegen.

Die Mächte entfesselt, ein Sturm wird entfacht,
zerreißt die Welten in endloser Nacht.
Ein Schicksalskampf, der kein Ende kennt,
wo keiner gewinnt, und jeder verbrennt.

Wo Flügel vergehen und Hoffnung zerbricht,
bleibt Liebe ein Fluch, doch Erlösung verspricht.
Die Flügel der Freiheit in Asche verwehn,
die Herzen im Dunkel der Nacht still vergehn.

Ein Fluch, der die Seele in Ketten hält,
doch leise von Rettung und Neubeginn erzählt.
Die Welten beben, das Gleichgewicht fällt,
und Dunkelheit herrscht über Himmel und Welt.

Kein Stern leuchtet mehr, die Ordnung vergeht,
der Schleier der Finsternis leise verweht.
Ein neuer Beginn in der Asche des Alten,
nur wer wagt, kann das Schicksal gestalten.

Im Schutz der Dunkelheit

Es waren Jahre, in denen Anstand über allem stand und Geheimnisse hinter dicken Vorhängen erstickten. Jahre, in denen man glaubte, das Dunkel bleibe draußen, solange die Türen verschlossen waren. Dean stand regungslos in einer dunklen Ecke des Zimmers, halb im Schatten verborgen, als gehöre er eher zur Finsternis als zu den Dingen, die im Licht existierten. Seine grünen Augen funkelten kalt, sein Gesicht war makellos, fast unwirklich.

Jede seiner Bewegungen war kontrolliert, seine Präsenz gleichzeitig zurückhaltend und dominant. Eine Präsenz, die mehr registrierte, als sie je offenbarte. Es war diese Fähigkeit, sich beinahe unsichtbar zu machen, die ihn unantastbar erscheinen ließ.

Die Dunkelheit des Raumes schien ihn zu umarmen, als wäre sie sein natürlicher Schutzmantel. Die einzige Bewegung im Raum kam von der Frau auf dem Bett. Ihre Atemzüge waren unregelmäßig, ein schwaches Flüstern, das kaum die bedrückende Stille durchbrach.

Ihr Körper zitterte leicht, ein unwillkürlicher Reflex, der von ihrer schwindenden Lebenskraft sprach. Ihr Gesicht war eine Statue der Ekstase, eingefroren in einem Moment vollkommener Glückseligkeit. Ihre Augenlider waren halb geschlossen, als spürte sie noch immer das Nachglühen des Höhepunkts, der vor wenigen Augenblicken ihr ganzes Sein durchflutet hatte.

Ein schwaches, beinahe träumerisches Lächeln umspielte ihre Lippen, während ihre Wangen noch von einem Hauch Röte gezeichnet waren.

Doch ihr Atem – einst heftig, tief und unkontrolliert – war nun flach, kaum mehr als ein leises, hörbares Seufzen, das in der stickigen Luft des Zimmers verhallte.

Ihr Körper schien mit der Zeit selbst zu verschmelzen, die Brust hob sich nur noch flüchtig, und das Zittern ihrer Finger erstarb langsam, wie die letzten Wellen auf einem See, nachdem der Wind sich gelegt hat. Es war, als würde ihre Lebensenergie in unsichtbaren Strömen entweichen und etwas im Raum nahm sie auf.

In den letzten Sekunden hielt sie noch an der Erinnerung seiner Berührung fest – eine Erinnerung, die bereits jede Bedeutung verloren hatte. Was in ihr wie ein Nachglühen der Lust begann, war längst mehr als ein Echo des Begehrens. Das Brennen in ihren Adern war kein Rest von Ekstase mehr, sondern das leise Versiegen ihres Lebens.

Ihre Haut, die noch vor Minuten lebendig geglüht hatte, war blasser, kühler. Ein sanfter Kontrast zu dem perlenden Schweiß, der ihren Hals und ihre Schlüsselbeine schimmern ließ. Ein leichtes Zucken durchfuhr ihre Hand, die sich reflexartig an die zerwühlten Laken krallte, bevor sie schlaff liegen blieb. Ein tiefer Atemzug folgte, als wollte sie sich noch einmal an das Leben klammern, doch dann verließ auch dieser Hauch von Bewegung sie.

Ihre Lider flatterten leicht, bevor sie endgültig still wurden. Ihr Gesicht blieb entspannt, die Spuren ihres letzten Moments der Glückseligkeit unvergessen, als wäre sie inmitten eines Traums gestorben, in einer Sphäre jenseits von Schmerz und Angst. Ihre Energie, einst so lebendig, war nun verschwunden, und nur das Echo ihrer Präsenz lag noch schwer im Raum.

Das Schlafzimmer selbst schien den Tod in sich aufgenommen zu haben. Die dicken Vorhänge, die kaum Licht durchließen, verliehen dem Raum eine bedrückende, fast greifbare Dunkelheit.

Die Luft war schwer, ein Gemisch aus verschwitztem Stoff, Parfüm und einer dunklen, fast undefinierbaren Note, die wie ein unsichtbarer Schleier zwischen den Wänden schwebte. Das Bett, mit den zerwühlten Laken und Kissen, war der einzige Zeuge dessen, was gerade geschehen war. Ein Denkmal aus Wärme und Chaos, das langsam abzukühlen begann.

Dean trat schließlich aus dem Schatten. Seine Bewegungen waren ruhig, präzise wie ein Uhrwerk, als berechnete er jeden Schritt. Er näherte sich dem Spiegel und betrachtete sein eigenes Bild.

Sein dunkles Haar fiel ihm leicht zerzaust über die Stirn, der Dreitagebart betonte die scharfen Konturen seines Gesichts. Es war ein Gesicht, das gleichzeitig anziehend und abweisend wirkte, ein Paradox, das Dean perfekt beherrschte.

Mit einem geübten Handgriff schnallte er seine Uhr um, die silberne Schnalle reflektierte das schwache Licht des Raumes.

Er richtete sein Hemd, zog die Falten glatt und griff dann nach seinem Mantel, der über der Stuhllehne hing.

Bedächtig zog er ihn an, ließ das schwere Material über seine Schultern gleiten und schloss die Knöpfe mit der gleichen kontrollierten Ruhe.

Alles an ihm war perfekt durchdacht, als spielte er eine Rolle, die er in jeder erdenklichen Situation beherrschte. Noch einmal ließ er seinen Blick durch den Raum schweifen. Er blieb an der Frau auf dem Bett hängen. Ihr Körper war leblos, nur eine Hülle dessen, was sie einmal gewesen war.

Solche Regungen existierten in ihm nicht. Sie gehörten nicht zu dem, was ihn ausmachte.

Es gab Dinge, die er längst nicht mehr in Frage stellte, und dazu gehörte, was in diesem Raum geschehen war.

In seinen Augen lag die Gelassenheit eines Mannes, dessen Sicherheit nicht auf Hoffnung beruhte, sondern auf Erfahrung. Er hinterließ keine Spuren. Keine Haare, keine Fasern, keine Fingerabdrücke. Er war ein Phantom, das die Welt durchstreifte, und jene, die ihm begegneten, vergaßen schneller, als sie begreifen konnten.

Nur wenige Schritte trennten das Schlafzimmer von der Wohnungstür.

Als er sie öffnete, drang kalte Nachtluft in den Raum. Der schwere Regen, der draußen auf den Asphalt prasselte, füllte die Stille mit einem sanften Trommeln. Dean trat hinaus, ohne einen Blick zurückzuwerfen. Die Tropfen perlten von seinem Mantel ab, als hätten sie keine Macht über ihn. Seine Schritte auf den nassen Pflastersteinen waren kaum hörbar, seine Gestalt verschwand rasch in den Schatten der Nacht. Hinter ihm blieb die Wohnung verlassen, still und dunkel – ein Ort, der erst mit dem Morgen seine Wahrheit preisgeben würde. Während der Regen die Straßen reinigte, blieb die unsichtbare Spur, die Dean hinterließ, bestehen, denn Regen wäscht nicht alles fort.

Dies war nicht sein erster Mord. Und es würde nicht sein letzter bleiben – darüber bestand für den Lauf der Dinge kein Zweifel. Was in dieser Nacht genommen wurde, war nur ein Teil eines größeren Gefüges, das längst in Bewegung geraten war.

Ein Licht in der Dunkelheit

Im Herbst des Jahres 1960 lag über der Welt noch der Nachhall des Krieges, während zugleich ein vorsichtiger Aufbruch spürbar wurde. Der Regen fiel in dichten Schnüren, benetzte die Stadt und ließ die Straßen glitzern. Blitze erhellten den Himmel und verschwanden schnell wieder in der Dunkelheit. Bäche aus Regenwasser flossen durch die Rinnen, während ein Windstoß den Geruch von Eisen und frischer Nässe mit sich brachte.

Fensterläden klapperten und schwere Türen ächzten, als der Sturm heulte. Dummer Donner rollte in der Ferne, wie das Grollen eines schlafenden Monsters.

Die düstere Kathedrale war in ein erdrückendes Zwielicht getaucht. Wo einst große Kerzen in eisernen Halterungen brannten, glommen nur noch schwache Dochte. Der Regen hatte die Flammen erstickt. Die großen Türen aus dunklem Holz sahen im unsteten Licht bedrohlich aus, während der Schein der Blitze über die vom Wasser überzogenen Stufen huschte.

Die Dunkelheit lag schwer, durchbrochen einzig vom rastlosen Trommeln des Regens. Eine Gestalt löste sich aus der Schwärze und bewegte sich lautlos durch den Regen. Für einen Moment blieb sie stehen. Mit dem nächsten Schritt würde etwas beginnen, das sich nicht mehr rückgängig machen ließ.

Ihr Mantel haftete an der Haut, schwer von der Nässe. Unter der tief gezogenen Kapuze blieb ihr Gesicht im Schatten verborgen. In den Armen wiegte sie ein Bündel. Der nasse Stoff lastete schwer, doch ihre Finger klammerten sich unnachgiebig daran. Bedächtig stieg sie die Kathedralenstufen hinauf.

Das Wasser sammelte sich in kleinen Pfützen, die unter ihren Stiefeln aufwirbelten, bis sie die oberste Stufe erreichte und innehielt. Das Wimmern des Bündels war kaum hörbar im Prasseln des Sturms. Ihre Hände verharrten einen Atemzug über dem Bündel. Schließlich nahm sie eine kleine Brosche vom Mantel – eine Sternensichel aus kühlem Metall, deren Zeichen eine Geschichte trug, die weit über diese Nacht hinausging – und befestigte sie an dem nassen Tuch.

Ohne ein weiteres Zögern trat sie zurück und verschwand in der Dunkelheit. Zurück blieb das Bündel, allein und verlassen auf den Stufen.

Im Inneren der Kathedrale lauschte Schwester Maria der Stille. Kerzenschein warf flackernde Schatten über die alten Steinwände. Ein unbestimmtes Gefühl ließ sie innehalten, während der Donner die Mauern erzittern ließ.

Ein leises Wimmern drang durch den Sturm, so zart, dass sie es zuerst für Windgeheul hielt. Widerstrebend legte sie ihr Gebetbuch zur Seite und zog die weite Kukulie – den bodenlangen, faltigen Überwurf ihres Ordensgewands – fester um sich, als wollte sie sich vor der Kälte der Nacht abschirmen. Entschlossen und leise schritt sie zur Tür. Der Wind stieß ihr entgegen, als sie die Tür öffnete, und der Regen peitschte in ihr Gesicht. Doch dort, auf den Stufen, lag das Bündel, verloren in der Nacht. Mit zitternden Händen hob sie das Tuch auf. Tropfen lösten sich von der durchnässten Wolle.

Darunter lag das Gesicht eines Kindes – ein kleines Mädchen mit kupferrotem Haar, geborgen in der feuchten Umhüllung. Als

das Kind die Augen öffnete, traf Maria ein Blick in strahlendem Himmelblau – ruhig, mit einer Tiefe, die selbst Maria nicht zu deuten wusste und die weit älter wirkte als dieses neugeborene Leben. Sie schloss das Baby schützend in ihre Arme und wandte sich den hohen Mauern der Kathedrale zu, deren Schatten sie bereits umfingen. Zurück in der Kapelle schritt sie durch das gedämpfte Licht der flackernden Kerzen, das in warmen Reflexen auf den alten Steinmauern tanzte.

Behutsam setzte sie sich auf die schmale Holzbank und löste den durchnässten Stoff, der noch an der zarten Haut des Kindes klebte. Ihre Finger zitterten leicht, als sie das kleine Mädchen vorsichtig trocknete, jede Spur von Kälte mit sanften Bewegungen vertrieb. Die nasse Kleidung legte sie zur Seite, dann wickelte sie das Kind in ein weiches, warmes Laken.

Der feine Duft von Lavendel und altem Leinen lag in der Luft. Das Baby atmete ruhig, kaum eine Regung, nur ein leises Seufzen, als es sich in Schwester Marias Armen an sie schmiegte.

Ein Hauch von Erleichterung lag in ihren Zügen, als das Kind sich entspannte und schließlich in einen tiefen, geborgenen Schlaf glitt.

Marias Blick fiel auf die Brosche, die noch im Tuch lag. Sie hob das glänzende Schmuckstück auf, fasziniert von deren Schimmer.

Wer hatte das Kind hierhergelegt, allein in der Kälte der Nacht?
Und was bedeutete dieses Zeichen?

Am nächsten Morgen hatte der Sturm nachgelassen, doch die Fragen blieben. Die Nonnen begannen ihren Tag ruhig und bedächtig. Im Schlafsaal betrachteten sie das Baby in Schwester Marias Armen, ein friedliches kleines Gesicht in weichen Decken.

Schwester Agnes trat vor, ihre Stimme leise und fragend: »Was geschah vergangene Nacht?«

Maria erzählte, was sie erlebt hatte: von dem kleinen Bündel im strömenden Regen, den zitternden Fingern, die das nasse Tuch gelöst hatten, und den großen, stillen Augen des Kindes. Clara verschränkte die Arme, ihr Blick misstrauisch.

»Warum sollte jemand ein Baby an unsere Tür legen? Das wirkt nicht wie ein Akt der Fürsorge.«

Agnes schüttelte sanft den Kopf.

»Vielleicht war es beides: Liebe und Verzweiflung. Jemand wollte, dass das Kind lebt, auch wenn es bedeutete, es fortzugeben.«

Da trat Schwester Elenora in den Raum, das Gesicht bleich, ihre Hände krampften sich um ein zerknittertes Pergament.

»Ich habe das an der Pforte gefunden«, sagte sie leise. Der Brief war feucht, die Ränder ausgefranst, als hätte das Wasser versucht, die Worte fortzuwaschen. Vorsichtig glättete Schwester Elenora das Papier, doch einige Buchstaben waren nur noch als dunkle Schatten auf der Seite zu erkennen. Schließlich las sie mit gedämpfter Stimme vor:

»Die Sterne sind nicht, was sie scheinen. Sie sind der Anfang und das Ende. Beschützt sie.«

Einen Moment lang herrschte Stille. Niemand im Raum ahnte, wie wörtlich diese Worte gemeint waren, und dass sie eines Tages auf eine Weise erfüllt würden, die keiner von ihnen hätte ertragen können. Dann flackerte das Kerzenlicht an der Wand, als hätte ein kalter Luftzug den Raum gestreift. Maria schlang die Arme enger um sich. Die Worte hallten in ihr nach, schwer wie ein Versprechen, dessen Tragweite noch im Verborgenen lag. Die Botschaft ließ Clara unwillkürlich erstarren. Geheimnisse und Gefahren lagen in diesen Worten.

Was hatte dies mit dem kleinen Mädchen zu tun? Während die Nonnen das Kind weiter betrachteten, lag Anspannung in der Luft. Schwester Maria hielt die Brosche hoch, die gebogene Sternensichel

hing das schmale Licht der Kerzen ein:

»Das wurde mit ihr zurückgelassen. Ob es eine Bedeutung hat oder nur eine Erinnerung an ihre Herkunft sein soll, weiß ich nicht.«

Clara musterte die Brosche mit schmalen Augen:

»Es ist kein gewöhnliches Schmuckstück. Wer auch immer sie gebracht hat, wollte, dass man sie findet.«

»Aber warum hier und in dieser Nacht?«

Die Frage hing in der Luft, so schwer wie das Unwetter, das noch vor wenigen Stunden auf die Erde geprasselt war. Die Frauen sahen einander an, doch niemand hatte eine Antwort. Es gab keine Spuren, keine Hinweise, die erklären konnten, wer das Kind hierhergebracht hatte – und warum.

Ob Verzweiflung oder Hoffnung sie hierhergeführt hatte, wussten die Nonnen nicht, und die Wahrheit lag jenseits von beidem.

Schwester Clara presste die Lippen aufeinander, als wollte sie etwas sagen, doch sie schwieg. Das Schweigen zog sich, bis schließlich Agnes leise flüsterte:

»Wir sollten ihr einen Namen geben.«

Ihre Stimme war sanft, kaum mehr als ein Hauch, doch sie durchbrach die Stille wie ein erster Sonnenstrahl nach einem Sturm.

Ein Name war mehr als ein Laut. Er war ein Anspruch an die Zukunft. Er gab Halt, schenkte Identität. Er machte aus einem verlassenen Kind eine Person, ein Wesen, das gesehen wurde.

Ein Name war ein Versprechen, dass sie nicht mehr allein war – und zugleich der erste Schritt in ein Schicksal, das längst über sie entschieden hatte.

»Vielleicht sollten wir sie nach den Sternen benennen. Die Sterne haben die Nacht durchbrochen, genau wie sie«, sagte Maria, ihre Stimme von einer sanften Überzeugung getragen, während sie das

Baby sanft in ihren Armen wiegte. Agnes sprach leise, fast ehrfürchtig:

»Phoebie.«

Das Wort schien für einen Moment im Raum zu schweben, ein zarter Klang in der Andacht der Kapelle.

»Es bedeutet: die Leuchtende. Vielleicht ist sie ein Licht in der Dunkelheit.«

Maria nickte langsam, das Gewicht des Augenblicks hallte in ihrer Stimme wider.

»Phoebie«, wiederholte sie, der Name schien zu passen, als hätte er nur darauf gewartet, ausgesprochen zu werden.

In dem stillen Raum lag Claras Skepsis in der Luft, doch sie nickte schließlich widerstrebend.

»Es ist ein guter Name«, gestand sie, auch wenn ihre Augen noch immer von Sorge zeugten.

»Aber die Welt ist grausam. Selbst für die, die unter dem Schutz der Sterne stehen.«

Maria hielt ihren Blick fest, ihre Entschlossenheit beinahe greifbar.

»Dann müssen wir sie schützen. Gott hat sie zu uns gebracht. Wir werden alles dafür tun.«

Die Frauen stimmten zu, und Agnes beugte sich vor, um das Baby näher zu betrachten. Sie lächelte, ein stilles, zärtliches Lächeln voll mütterlicher Wärme.

»Willkommen, kleine Phoebie«, flüsterte sie und streckte einen Finger aus, den die winzige Hand des Babys sogleich umschloss.

Es war ein Moment voller Hoffnung, der die Unsicherheiten und Sorgen für einen kurzen Augenblick vergessen ließ. Draußen begann sich der Himmel zu verändern. Der Wind schob die Wolken beiseite und ein schmaler Lichtstrahl brach durch das Grau, tauchte alles in ein sanftes Licht. Es war, als läge ein Hauch von Segen über

ihnen.

Maria bemerkte das Licht, hob das Baby ein wenig an, damit dessen Gesicht vom Licht gestreift wurde.

»Vielleicht ist sie wirklich ein Geschenk Gottes«, sagte Maria, ihre Worte ein stilles Gebet, getragen von Hoffnung.

»Ein Licht in der Dunkelheit.«

Die anderen Nonnen nickten stumm, berührt von der Einfachheit und der Bedeutung des Augenblicks. Doch die Fragen, die die Nacht gebracht hatte, blieben ungelöst. Claras Blick wanderte noch einmal zu der Brosche in ihrer Hand, und für einen Moment schien sie mehr zu sehen als nur ein Schmuckstück. Diese Nacht markierte keinen Abschluss. Sie setzte etwas in Bewegung, dessen Kreise weit über die Mauern der Kathedrale hinausreichen würden und Leben berühren sollten, die noch nicht einmal geboren waren.

Im Herzen der Nacht

Dean bewegte sich durch die Straßen, seine Schritte kaum mehr als ein sanftes Flüstern. Sein schwarzer Mantel folgte ihm wie ein Schatten. Sein Gesicht war kantig und scharf, seine smaragdgrünen Augen leuchteten in einem unnachgiebigen Glanz. Die Dunkelheit umhüllte ihn wie einen alten Freund. Ein Jäger und Beobachter, verschmelzend mit der Umgebung, sich nahtlos in den urbanen Dschungel einfügend.

Die Nacht senkte sich wie ein dichter, schwarzer Umhang über die Stadt. Der Himmel war eine undurchdringliche Decke aus Wolken, durch die kein Sternenlicht mehr drang. Nur das ferne Summen der Stadt durchbrach die scheinbare Stille, ein gedämpfter, gleichmäßiger Herzschlag.

Der Regen verlieh den Straßen einen schimmernden Glanz. Das Licht der Straßenlaternen brach sich in den Pfützen und ließ das Pflaster lebendig erscheinen, als atmete es. Jeder Schritt, jedes Geräusch hallte klar und unnatürlich wider. Tropfen plätscherten aus den Dachrinnen, ein klopfendes Echo in der Nacht. Ferne Schritte auf dem Pflaster klangen metallisch wie aus einer fernen Welt.

Die Luft war erfüllt von einer kühlen Feuchte, die schwer auf der Haut lastete. Der Wind trug den eigenartigen Duft der Stadt heran: feuchte Erde und verwitterter Stein mischten sich mit dem Rauch von Gewürzen, ein flüchtiger Hauch vergangener Zeiten.

Dieser Ort war ihm vertraut; jede Straße, jede versteckte Ecke war ihm längst eingeprägt, und er bewegte sich darin mit der Sicherheit eines Mannes, der nichts dem Zufall überließ.

Eine schmale Gasse tat sich vor ihm auf, ein Überbleibsel zwischen hohen Mauern. Das Neonlicht der Hauptstraße schwand dahin, Geräusche stumpften ab. In der Dunkelheit funkelte eine rote Leuchtschrift:

Velvet Eclipse

Der Schriftzug pulsierte mit einem verlockenden Versprechen. Dean hielt inne, musterte die Szene, dann trat er vor. Die Tür öffnete sich, und die Dunkelheit folgte ihm in den Raum. Drinnen war die Luft drückend und schwer vor Rauch und dem Dunst von Alkohol. Die Stimmen der Menschen vermischten sich mit dem dumpfen Wummern des Basses, einem pochenden Puls in der stickigen Luft. Doch als er eintrat, veränderte sich etwas – kaum merklich, aber spürbar.

Gespräche stockten für den Bruchteil einer Sekunde; die Reaktion kam schneller als jeder Gedanke, ein Instinkt, der älter war als Erklärung.

Blicke folgten ihm, gezogen von einer Anziehungskraft, die weder greifbar noch erklärbar war. Frauen hielten inne, als hätte eine unsichtbare Hand sie gestoppt, ihre Lippen leicht geöffnet, als wollten sie etwas sagen, doch die Worte blieben ungesprochen. Männer strafften sich, ein unbewusster Reflex, ein uralter Instinkt, der ihnen sagte, dass hier jemand war, den man nicht ignorieren konnte.

Eine Aura, schwer wie Gewitterluft, legte sich um ihn, elektrisierend und unausweichlich. Und während er sich durch die Menge bewegte, öffnete sie sich vor ihm, langsam, fast ehrfürchtig, als wäre er nicht nur ein Mann, sondern eine Naturgewalt.

Dean bewegte sich mit einer Selbstverständlichkeit durch die Menge, als gehörte ihm die Welt.

Er war trainiert, jede Linie seines Körpers sprach von Kraft und Ausdauer, doch nichts an ihm war angestrengt.

Seine Haltung war mühelos, als wäre er an diesen Ort gewöhnt, als wäre er überall der Mittelpunkt, ohne es jemals bewusst einzufordern. Sein Blick glitt über die Gesichter um ihn herum, ruhig, fast amüsiert. Ein Lächeln spielte um seine Lippen, süß und gefährlich zugleich, ein Versprechen, das sich nicht greifen ließ.

Das Licht der Bar war gedämpft, Schatten tanzten über seine markanten Züge, unterstrichen die Härte seiner Wangenknochen, den leichten Dreitagebart, der seinem perfekten Gesicht eine gewisse Nachlässigkeit verlieh. Er wusste um seine Wirkung, trug sie mit nonchalanter Selbstverständlichkeit.

Und während sich die Menschen um ihn regten, als hätte seine Anwesenheit eine unsichtbare Welle durch den Raum geschickt, ließ er sich davon nicht im Geringsten beeindrucken. Er war der Sturm in einer windstillen Nacht. Und alle spürten es, noch bevor sie es begriffen. Dean ließ seinen Blick über den Raum gleiten. In einer unaufgeregten Bewegung wandte er sich der Theke zu.

»Whiskey«, sagte er knapp zur Barkeeperin, deren Hände zitterten, während sie ihm einschenkte. Er nippte an seinem Getränk, sah sich um. Am Ende der Bar saß eine Frau. Während die anderen sich nach Aufmerksamkeit reckten, blieb sie still. Sie musterte niemanden, suchte kein Gespräch, und doch wich ihr Blick keinem Schatten im Raum.

Dunkle Wellen umrahmten ihr Gesicht, ihre Haltung war stolz und unerschütterlich, doch die Augen hielten eine Wachsamkeit. Ihre Finger zogen ein geisterhaftes Muster auf den Rand ihres Glases, als ob sie mit verlorenen Gedanken tanzten. Dean beobachtete sie, beinahe unmerklich. Dann machte er sich auf, mit ihr zu spre-

chen.

»Ist hier noch frei?«, fragte er, seine Stimme mehr ein leises Versprechen als eine Frage. Die Frau hob den Kopf, zögerte kurz, bevor sie lächelte.

»Ja, sicher.«

Dean setzte sich, trank erneut einen Schluck.

»Wie ist dein Name?«

»Claire«, antwortete sie, ihre Stimme fest.

Mit einem wissenden Nicken, als hätte er nichts anderes erwartet, richtete Dean seinen Blick auf sie. Der Beginn ihrer Unterhaltung war zaghaft, jedes Wort vorsichtig gewählt, als bewegten sie sich auf dünnem Eis. Claire hielt inne, wägte ihre Sätze ab, als fürchtete sie, zu viel preiszugeben.

Doch mit jeder weiteren Silbe wurde ihre Stimme ruhiger, ihr Ton wärmer. Die Zurückhaltung wich, und bald sprach sie freier. Ihre Worte begannen zu fließen, getragen von einer Mischung aus Erleichterung und lang unterdrücktem Frust. Sie erzählte von ihrer Welt, von den Erwartungen, die sie zu erdrücken drohten, von den Rückschlägen, die ihr den Atem genommen hatten. Ein Leben, das nicht wirklich ihr gehörte, sondern nur eine Fassade war, errichtet für andere.

Dean hörte zu. Still, aufmerksam, mit einer Ruhe, die keine Ablenkung zuließ. Sein Blick blieb unverwandt auf ihr, nicht wertend, nicht drängend, nur lauschend, als wären ihre Worte das Einzige, was in diesem Moment existierte. Er sprach nicht viel, doch wenn er es tat, war es gezielt, durchdacht. Mit wenigen, klugen Bemerkungen lenkte er ihre Erzählung in Bahnen, die sie selbst nicht erwartet hätte.

Er stellte Fragen, die genau dort ansetzten, wo sich Risse in ihrer Fassade zeigten. Fragen, die nachhallten, selbst nachdem sie geantwortet hatte. Er wählte seine Worte mit präziser Berechnung; jede

Nuance war gesetzt, um ihre Gedanken in die Richtung zu lenken, die er vorgesehen hatte.

Nichts an seinem Verhalten geschah zufällig; jede Geste, jede Pause, jedes Wort folgte einer inneren Ordnung, die nur er kannte. Wie ein Schatten, der sich dem Licht anpasste, ließ er sie reden, ohne Druck, ohne Hast. Satz für Satz legte Claire Schichten ab, bis zwischen ihnen nur noch das stand, was sie selbst lange verdrängt hatte.

Und mit jedem Schluck aus ihrem Glas wurde das Flirten spielerischer, ungezwungener. Zunächst kaum mehr als ein leichtes Neigen ihres Kopfes, ein beiläufiges Berühren des Stiels ihres Glases, doch dann wurden ihre Blicke länger, ihr Lächeln verführerischer.

»Du machst so viel für andere«, sagte er nachdenklich, seine Stimme ein sanftes Echo zwischen ihnen.

»Aber was macht dich glücklich?«

Claire sah weg, ließ ihre Finger langsam über den Rand ihres Glases gleiten, als läge dort die Antwort verborgen.

»Ich komme zurecht«, murmelte sie leise.

Dean betrachtete sie für einen Moment, dann ließ er ein nachsichtiges, fast spielerisches Lächeln aufblitzen.

»Zurechtkommen ist nicht dasselbe wie leben.«

Sie lachte, leise, als wäre sie sich nicht sicher, ob sie ihm widersprechen oder ihm zustimmen wollte. Es war ein zarter, unsicherer Klang in der gedämpften Atmosphäre.

»Du bist gut darin, die Leute zum Reden zu bringen, was?«

Er zuckte die Schultern, ließ die Frage unbeantwortet, doch sein Blick hielt ihren fest.

Claire nahm einen weiteren Schluck, ihre Wangen leicht gerötet – vom Alkohol oder von ihm? Sie beugte sich ein wenig vor, als wäre es ein Geheimnis, das nur für ihn bestimmt war.

»Vielleicht brauche ich jemanden wie dich, der mir zuhört,« flüsterte sie. Ihre Augen fanden seine, und plötzlich schien alles um sie herum zu verblassen. Die Stimmen der Bar, das Lachen, das Klirren der Gläser. Es wurde dumpf, unwichtig.

Der Raum um sie existierte nur noch am Rande, als wäre er hinter einen Schleier gerückt. Die Zeit selbst schien ihren Atem anzuhalten, ein stummes Innehalten, während zwischen ihnen etwas vibrierte, unsichtbar und doch greifbar.

Später, als die Nacht tiefer und schwerer wurde, war es Claire, die das Schweigen brach. Ihr Blick war weich, ihre Wangen leicht gerötet, und in ihrer Stimme lag ein leises Zögern, das dennoch keine Unsicherheit mehr war.

»Ich wohne in der Nähe«, murmelte sie, ein stilles Angebot, verborgen in scheinbar beiläufigen Worten. Ihre Worte ließen keinen Zweifel an ihrer Absicht. Die Nuancen ihrer Einladung blieben ihm nicht verborgen. Sein Blick blieb gelassen, sein Lächeln unaufdringlich.

»Lass mich dich begleiten.«

»Du musst nicht«, sagte sie, doch ihre Augen verrieten sie. Ein Widerspruch, der nur eine Antwort wollte. Gemeinsam gingen sie durch die dunklen Straßen, ihre Schritte hallten leise auf dem Pflaster.

Der Wind fuhr durch die schmalen Straßen, brachte Äste zum Zittern und ließ die Schatten auf den Mauern tanzen – als wären sie lebendig. Die Stadt war still, die wenigen Lichter warfen nur ein schwaches Leuchten auf das Pflaster, als hätte die Welt sich verkrochen und ihnen diesen Moment gelassen. Vor einem alten Gebäude hielt Claire an, zog ihren Schlüssel hervor, ihre Finger glitten langsam über das kühle Metall.

»Das ist es«, sagte sie leise, ihre Stimme kaum mehr als ein Hauch.

Dean trat einen Schritt zurück, sein Blick noch immer aufmerksam, aber unaufdringlich. Dieses Spiel folgte einer Mechanik von Verlangen und Erwartung, die ihm vertraut war. Doch er ließ es in ihrer Hand. Kein Drängen, kein Fordern, nur ein Moment, der allein ihr gehörte.

»Danke für den Abend.«

Seine Stimme war warm, weich, ein Versprechen, das noch nicht eingelöst wurde. Claire zögerte. Ihre Finger spielten unbewusst mit dem Schlüssel, während sie ihn ansah, suchend, fragend, erwartungsvoll. Dann, fast atemlos, sagte sie: »Willst du ... reinkommen?«

Dean lächelte. Es war warm, einladend, genau das richtige Maß an Beherrschung, um den Moment nicht zu überstürzen.

»Wenn du es möchtest.«

WEITERLESEN

Hier endet die Leseprobe.

Die Geschichte von Phoebe und Dean geht weiter in

»Starfall – Die Sterne, die uns riefen«,

Band 1 der Trilogie »Zwischen Asche und Unendlichkeit«.

Erhältlich als Softcover und Hardcover.

Band 2: »Ashfall – Die Flammen, die uns verrieten«

Band 3: »Shadowfall – Die Schatten, die uns blieben«

Mehr über die Trilogie: anna-dawn.de

· · ·

© 2026 Anna Dawn – alle Rechte vorbehalten.

Anna Dawn, c/o COCENTER, Koppoldstr. 1, 86551 Aichach

info@anna-dawn.de · www.anna-dawn.de

Anna Dawn ist Teil der Autorengemeinschaft Lyria Editions.

Lektorat, Korrektorat, Buchsatz: Spell and Sense · Coverdesign: Anna Dawn

Diese Leseprobe ist ein kostenloser Auszug aus »Starfall – Die Sterne, die uns riefen«. Sie darf unverändert und vollständig weitergegeben werden. Jede andere Verwendung bedarf der schriftlichen Zustimmung der Autorin.

Handlung und Personen sind frei erfunden.